

# Bis ans Ende der Welt.

Roman von Maximilian Boettcher.

(1. Fortsetzung.)

„Ja, meine Schwester!“ entgegnete der Assistent, noch immer in seiner halblosen, verzweifeltsten Stellung, mit unerbittlicher Bitterkeit. „Die Natur hat die Charakter bei ihr und mir offenbar vertauscht. Sie hätte der Junge, ich das Mädel werden sollen.“

„Ach was!“ fuhr der Professor aus seinem verlorenen Sinnen auf. „Wenn man keinen Charakter mit auf die Welt gekriegt hat, dann züchtet man ihn sich, dann bildet man ihn sich heran mit Einsetzung seines ganzen Willens.“ Er ging an den Schreibtisch und nahm wieder Platz. „Also hören Sie — ich werde Sie von Ihrer Sipfelschuld befreien.“

Waldemar schellte auf. Ein warmes Leuchten der Freude trat in seine noch thränennassen Augen. „Aber —“ hauchte er, wie wenn er an sein Glück noch nicht glauben konnte.

„Ein Aber ist allerdings dabei,“ versetzte Altdorf. „Sie sollen mir die Adresse des Herrn sagen, an den Sie die sechstausend Mark verloren haben. Ich selbst will zu ihm, eine Einigung auf dreitausend vorschlagen gegen die ehrenwörtliche Verpflichtung, Schweigen zu bewahren und sich nie wieder in ein Spiel mit Ihnen einzulassen.“

„Nein — niemals!“ stieß Rottenburg, in dessen Blick der Glanz rasch erloschen war, hervor. „Lieber tobt, als solche Blamage. Und überhaupt: bei Ehrenschulden giebt es keinen Handel.“

Der Professor blies den angehaltenen Athem durch die Lippen; seine Stirn umwölkte sich wieder. „Möglich, ich habe nie — Ehrenschulden gehabt, mich nie in Spielereien bewegt, weiß nur, daß das Geseh eine Einlagbarkeit von Spielgewinnen nicht kennt,“ entgegnete er scharf. „Und ich dachte — in Ihrem Interesse —, Ihr Kampan würde lieber die Hälfte des Sündengeldes nehmen, als das Ganze einbüßen. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht!“ Er öffnete das Mittelfach des Schreibtischs und nahm ein Chequid heraus. „Ich will denn meinethalben den Mann auch voll bezahlen. Aber eine Bedingung bleibt oder richtiger zwei Bedingungen. Erstens darf Ihre Familie niemals von dem Dienst erfahren den ich Ihnen leiste, und dann müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie nie wieder in Ihrem Leben eine Karte zu irgend einem Hazardspiel anrühren.“

„Wollen Sie das?“

„Ja — mein Gott —“ Waldemar o. Rottenburg druckte und druckte. Endlich brachte er's mit einem Anlauf heraus: „Ich traue mich nicht, dies Ehrenwort zu geben, weil ich fürchte, daß ich's doch nicht halten kann. Und wenn es auf alle Fälle mal ein Ende mit Schwören nehmen muß, dann lieber heute als morgen.“

In Altdorfs Blick trat der Ausdruck einer tiefen Trauer, und schwer ließ er den Kopf auf die Brust sinken. So sah er eine ganze Weile schweigend da. Dann stand er auf, trat dicht an seinen Assistenten heran und streckte ihm beide Hände entgegen. „Nehmen Sie mal meine Hände, Rottenburg. Alle beide, die rechte und die linke. Und nun will ich —“

„Ist blinde er den Jüngling an, als gälte es wirklich, ihn zu hypnotisiren,“ will ich, daß ein Theil meiner Kraft zu Ihnen, in Ihr Blut, hinüberströmt, daß meine Kraft hilft, Ihre Kraft zu erwecken, den Widerstand gegen das Schlechte in Ihnen stark werden zu lassen. Und ich werde das Vertrauen in Sie, hören Sie wohl — das feste Vertrauen, daß Sie noch ein ganzer Kerl werden können, wenn Sie nur rechtshaffen wollen. Wahrschaffig! Sie sind doch so begabt, haben einen guten Blick und einen scharfen Verstand. Sie können es sicher noch zu einer Herde unseres Berufes bringen. Weiden Sie die Kreise, die Sie zu Spiel und Laster verführen. Schließen Sie sich an jene Ihrer jungen Kollegen an, von denen Sie sehen, daß sie vorwärtsstreben, und kommen Sie öfter in Ihren Ruhestunden zu mir, in meine Wohnung und auch in meine Privatklinik. Es giebt immer Neues zu lernen, und das Lernen bleibt die Hauptsache. Je mehr Sie Ihr Wissen erweitern, desto klarer werden Sie erkennen, wie thöricht und nichtig aller Zeitvertreib ist, der nicht irgendwie der Bildung unseres Geistes oder unserer Seele dient. — Und nun geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nie wieder eine Karte anrühren wollen.“

Mit einem mannhaften Ausdruck schaute Waldemar v. Rottenburg empor, von seinem hübschen Antlitz strahlte das Leuchten eines heiligen Entschlusses. „Mein Ehrenwort!“ sagte er kurz und bestimmt.

„Brav so!“ Der Professor klopfte ihm auf die Schulter und füllte dann gleich in Steben Zahl und Unterschrift auf dem Chequid aus, das er mit dem ihm eigenen raschen Griff abriß. „Hier, bitte —“

Der Assistent nahm das wertvolle Stückchen Papier und drehte es verlegen in den Händen. Sein Gesicht zeigte wieder bekümmerten, fast hoffnungslosen Ausdruck. „Ich — es fällt mir jetzt erst ein, ich kann diesen großmüthigen Dienst doch gar nicht annehmen“, stotterte er. „Ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen das Geld in absehbarer Zeit zurückzugeben. Und ich meine —“

„Die Möglichkeit wird sich schon finden“, fiel ihm Altdorf ins Wort. „Kommt Zeit, kommt Rath. Und Eile hat die Sache ja durchaus nicht.“

„Doch —“ er zog wieder die Uhr — „jetzt muß ich weg.“

Er nahm den Hut aus dem Schrank und ein Badet Zeitstrüpfchen und Profokuren vom Tisch und verließ, gefolgt von Rottenburg, das Zimmer.

„Uebrigens“, fragte er auf der Treppe fast ein wenig betommen, „haben Sie in den letzten Tagen Nachricht aus Liebenstein?“

„Ja — gestern!“

„Scheinbar befindet sich mein Vater ganz ausgezeichnet.“

„Und wie geht es —?“ Der Professor brach ab. Er brachte das nicht heraus, was er noch auf dem Herzen hatte. Und der Assistent wußte, daß er es nicht liebte, nach Dingen gefragt zu werden, die er nicht von selber sagte.

So stiegen die beiden schweigend die letzten Stufen hinauf. Unten, vor dem Portal des Krankenhauses, dem größten der Provinzialhauptstadt, wartete bereits Altdorfs Wagen.

Im Vorhof machte Altdorf noch einmal halt. „Also gehen Sie und besorgen Sie Ihre Geschäfte, damit die Sache so rasch wie möglich aus der Welt kommt. Und —“ wieder blinnte er Waldemar fest an — „ich vertraue auf Sie.“

„Ich werde mein Wort halten“, antwortete der Assistent mit freudigem Stolz und beiläufig, den schweren eisernen Thorflügel zu öffnen. Draußen schwenkte er mit schneidiger Verbeugung seinen steifen englischen Hut und ging raschen Schrittes über die Straße davon — im Schritt eines Siegers.

Der Professor rief dem Kutscher das Wort „Klinik“ zu und stieg rasch in den Wagen. Als das Pferd ansetzte — es hatte einen schlanten Trab von reichlich zwanzig Minuten vor den firen Beinen — suchte er sich eine der Zeitstrüpfchen, die sämtlich sachwissenschaftliche waren, aus dem auf dem Sissolster neben ihm liegenden Hausen heraus und begann zu lesen. Aber bald ließ er die Hand, die das Heft hielt, läßtfa auf das Aniekerabsinken und blinnte gedankenverloren auf das huntelebe Bild der Großstadtstraße hinaus, das wie die endlose Vorführung eines Kinematographen an seinem träumenden Auge vorüberflog.

„Sonderbar, daß fast alles Gute, das der Mensch in seinem kurzen Leben zu thun Gelegenheit findet, seine Hauptwurzel im Egoismus hat“, murmelte er.

Mit einem ernsthaft forschenden Blick streifte Altdorf das blanke Glas des über dem Rücken in die Wagenwand eingelassenen Spiegels, den er schon hundertmal als überflüssig und störend hatte beiseite lassen wollen, ohne daß sich bei der unausgesprochenen Inanspruchnahme des Wagens je Zeit dazu gefunden hätte.

„Gib, der du bist, dich mit deinen dreizehnwöchigen Jahren und deinem griechisch-ägyptischen Pfeffer- und Salzbar in ein Mädchen zu verlieben, das beinahe zwanzig Jahre jünger ist als du, dessen Vater du also zur Reich abgeben könntest.“

Ein Bodenstetischer Viertel, dessen Bekanntheit ihm am frühen Morgen der Abreißkalender vermittelt, und den er bei seinem flüchtigen Gedächtnis nach zweimaligem Ueberlesen fest im Kopf gehabt hatte, fiel ihm ein:

„Doch Weisheit nach der Ammuth strebt, hat man auf Erden oft erlebt, Doch daß die Ammuth gern ihr Ohr Der Weisheit leiht, kommt sel'ner vor!“

Klang das nicht wie eine regelrechte Warnung? Hatte das Wort „verlieben“ für einen Chirurgen, den seine Untergebenen gern „den Alten“ nannten, nicht überhaupt einen merkwürdigen, geradezu komischen Beispielschma? „Also bezwinde dich, Alter! Mach einen dicken Strich durch deinen Liebestraum. Hat dein Beruf dir so lange als alleiniger Daseinszweck genügt, wirst du auch weiterhin genug an ihm haben.“

Altdorf versuchte, sich wieder in den begonnenen Artikel zu vertiefen, aber ganz ungebührlich heiß war es an diesem sonnigen Junitage in dem engen, niederen Wagen; draußen flüchtete das Leben laut, lodend, verwirrend, und das Herz war nun einmal rebellisch geworden. —

Mit einer mißlautigen Bewegung warf der Professor die Zeitschrift zu den übrigen und überließ sich von neuem seinen Gedanken.

Ja, wenn er noch zehn Jahre jünger gewesen wäre! — Stand er doch auf dem Standpunkt, daß der Mann zum Heirathen nicht über die Dreißig hinaus sein sollte in Rücksicht auf die jugendliche Beweglichkeit der Frau und in Rücksicht auf den Nachwuchs, der nie lange genug von Vateraugen behütet werden konnte. Und welcher Berufsmensch würde denn in der scharfen Fronte, in der das Leben heute Nerven und Muskeln geriebt, noch über sechzig alt? — Sonderbar übrigens, daß er, so lange Zeit dazu gewesen wäre, nie Ehepläne geschmiedet hatte. Oder auch nicht sonderbar!

Seine Jugend, die eines Sohnes armer Leute, war eine äußerst harte gewesen. Von dem so unendlich nützlichen Talent, sich einzufachweheln, sich von Einkünften schieben und vorwärtsbringen zu lassen, hatte er keine blaße Spur beisehen. Immer hatte er ganz auf der eigenen Kraft gestanden.

Erst kurz vor dem Eintritt in die Bierzig, als ihm in seiner Thätigkeit als Oberarzt eines Berliner Krankenhauses ein bis dahin nie verkannter Krebschnitt gelungen war, war sein Stern rasch und glänzend aufgegangen. Die unermüdete, so glücklich verlaufene Amputation der von ihm erfundenen Operation bei einem regierenden Fürsten hatte seinen Namen als den eines hervorragenden Chirurgen in aller Mund gebracht, in dessen Schaaeren waren die Kranken in sein Wartezimmer gestürzt, Ehren und Geld hatten sich über ihm zusammengehäuft, und schließlich war an ihn der Ruf ergangen, am ersten Krankenhause der großen Provinzialstadt, die gleichzeitig seine Vaterstadt war, die Leitung der äußeren Abtheilung zu übernehmen, mit welcher Stellung von alters her eine außerordentliche Professur an der Universität verbunden war. Wenn er diesen Ruf vor mehreren anderen, nicht weniger ehrenvollen Anträgen den Vorzug gegeben hätte, so war es deshalb geschehen, weil ihm ein hartes Heimathgefühle eigen war, und weil er seiner alten, in ihrem kleinen Vorstadtgehäuschen festgenutzten Mutter den Lebensabend durch seine Nähe hätte verschönern und erwärmen wollen.

Zu der Arbeit, die sein Doppelamt von ihm erforderte, hatte er sich bald durch die Gründung einer eigenen Klinik noch weitere Lasten aufgebürdet. Aber diese Privatklinik ging glänzend, wozu ihm jährlich viele Tausende Reinertrag abfielen, und er, der völlig aufging in seinem Beruf, war froh und glücklich in seiner angespannten Arbeit, die ihn in den Seelen hielt vom frühen Morgen bis zum späten Abend und ihm nur selten einmal eine Nacht zum ungestörten Durchschlafen, fast nie eine Stunde vergnüglichen Ausruhens gönnte. Das heißt — er war froh und glücklich gewesen — bis zu dem Tage, an dem er — vor nun sechs Monaten — in das Haus des pensionirten Obersten v. Rottenburg gerufen worden war und dort dessen Tochter Julia kennen gelernt hatte.

Auf den ersten Blick — so lächerlich ihm das für einen Mann in seinem Alter vorkam — hatte er sich in dieses Mädchen verliebt; ob um ihrer lieblichen Schönheit, um ihres anspruchslosen Wesens oder um der hingebenden Sorgfalt willen, mit der sie um ihren leidenden Vater bemüht war, hätte er selbst nicht sagen können.

Von dem Tage anaber, an dem er Julia v. Rottenburg zum ersten Male gesehen, war die früher nie empfundene Sehnsucht nach einem anderen, zarteren Glück, als es die Ausübung des oft so rauhen, schmerzvollen Arztberufes zu bieten vermochte, nie mehr in seiner Brust zum Schweigen gekommen. Und wenn auch das Uebermaß von Anstrengung, das der außerordentlich lange und nothe Winter ihm aufgebüßt, seine Leidenschaft gedämpft, gleichsam betäubt hatte, mit dem Frühling, dem sonnigen, lebenerweckenden, waren ihre Flammen nun umso heftiger in seinem Herzen emporgeschlagen.

Altdorf nahm den Hut ab und strich sich mit der Hand über die Stirn.

Ob er die Frage an das Schicksal wagte? Da es ihm so reiche Berufserfolge besaß, konnte es ihm nicht auch noch den späten Segen einer glücklichen Ehe aufgespart haben? Die Rottenburgs waren arm; und in dieser Zeit, in der die Mehrzahl der heirathsfähigen Männer in erster Linie nach der Mittzeit sah, würde Julia bei all ihren persönlichen Vorzügen nicht gar zu viele Frierer zur Auswahl haben.

Wie der Professor wußte, war nur ein einziger da, der sich liebhaft um sie bemühte, ein reicher Bankier Namens Kirrdorf, dem seine sechzig oder mehr Jahre kein Hinderniß boten, sich wie ein Engel zu kleiden und durch die auffällige Art, in der er Laufen für allerhand spleenige

liebhabereien hinwarf, unaufhörlich von sich reden zu machen. Dieser gute Mann aber hatte sich, wie sicher feststand, schon seinen Stroh von Julia v. Rottenburg geholt, kam also wohl kaum noch ernsthaft in Frage, wenn er sich auch durch seinen ersten Abfall durchaus nicht abhalten ließ, weiter mit der Leidenschaft eines Zwanzigjährigen hinter die Erwählten seines Herzens her zu sein.

Jedenfalls, überlegte Altdorf mit leiser Selbstironie, mit Kirrdorf würde er's wohl noch aufnehmen können. War ihm Julia v. Rottenburg, so oft er auch in das Haus ihrer Eltern gekommen, nicht immer mit herzlicher Freundlichkeit, mit sichtlichem Interesse begegnet? Gewiß — ihre Freundlichkeit galt zunächst dem anerkannten Arzt, von dessen Kunst sie auch Rettung für ihren kranken Vater erhoffte; aber wie sollte sie auch ein anderes Interesse an ihm nehmen, da er sie ja noch mit keinem Blick hatte merken lassen, was sie ihm eigentlich war, wie sehr er an ihr hing? Doch auch darüber wollte er sich keinen thörichten Ideen hingeben, daß ihm ihr Herz etwa von allem Anfang an entgegengefallen sollte — nein, solch ein Phantast war er wahrhaftig nicht. Alles, was er im ängstlichen Insten wünschte und hoffen durfte, ging dahin, daß Julia ihm ihr Jawort geben würde, um bei ihm gut aufgehoben und gut versorgt zu sein, und daß sie ihn im Laufe der Zeit liebgewinnen, ihn noch lieben lernen könnte.

Al der Wagen vor der Klinik hielt, sah der Professor beim Aussteigen mit prüfendem Blick nach beiden Seiten die Straße entlang. War es wirklich so oder bildete er sich's nur ein, daß die Stadt ihm über und leer erschien, seit Julia nicht mehr in ihren Mauern weilte?

Beim Betreten des Hauses überfah der Professor ganz den höflichen Gruß des dienstfertigen öffnenden Pfortners. Er dachte gerade: „Wie, wenn Du Dich nach Liebenstein aufmachst, frei von allen Berufs Sorgen und -lasten, ein paar Wochen in Julias Nähe verbrächtigst und in einer guten Stunde die entscheidende Frage an sie richtest? Es ist lange her, daß Du einmal ausgeguckt hast. Die paar Wochen müßten Dir wohl zu gönnen. Auf Deinen Oberarzt im Krankenhaus und Deinen Assistenten und Deine Oberin in der Klinik kannst Du Dich verlassen, und wenn wirklich ein besonders trübseliger Fall sich ereignen sollte, der Deine Hand erfordert, so bist Du in den Thürring Bergen ja auch nicht aus der Welt!“

## 2. Kapitel.

Die mit etwas kräftigem Klang begabte Lebensfeier Kirrdorfmühre schlug vier. Laut dröhnten die lang auseinandergezogenen Schläge über das liebliche Thüringer Lurusbad dahin, und als sie an den uralten Böhmsäulen und dem verfallenen Gemäuer des Burgberges zitternd verhallten, ließ der dicke Hostapellmeister im Musikpavillon an der Esplanade den schon erhobenen Taktstock niedersinken, um mit dem obligaten, selbstkomponirten Marsch, ohne den er es beim Nachmittagsconcert fast niemals that, die Kurgäste so melodisch wie möglich aus ihrem Verdauungsschlummer zu erwecken.

Bei den ersten schwingenden Taktten betreten die dem hübschen Kurhaus seitlich angegliederte Besten ein großer städtischer Sechziger, dem man trotz seiner Neigung zur Korpulenz den ehemaligen Militär auf den ersten Blick ansehen konnte, auf seinen Arm gestützt eine kleine, zierliche Dame, offenbar seine Frau, und hinter den beiden ein junges, schlant gewachsenes Mädchen, an dem in erster Linie das reiche, von einem einfachen englischen Hütlchen nur wenig verdeckte goldblonde Haar ins Auge sprang.

Die drei traten an einen der dicht an die Brüstung gerückten Tische, und der Herr fragte in ritterlich besorgter Weise die Dame an seinem Arm, ob sie auch sicher sei, daß es hier nicht zieden würde. Der Wind, der sich nach dem über Mittag niedergelagerten Gewitter aufgemacht hätte, sei doch ziemlich hart. Er wies dabei auf die vor dem Musikpavillon gelegene Fontäne, von deren plätscherndem Strahl sich durchfunkele Tropfen bis dicht vor die Veranda sprühten.

Auf das mitgebrachte Tuch deutend, verneinte die Dame mit einem schüchternen Lächeln, das ihrem feinen, blauen, von grauem Haar umrahmten Gesicht einen hilflosen, fast kindlichen Ausdruck verlieh.

Man nahm also Platz.

Schon kam der befrachtete Kellner wie eine Schwalbe herbeigeschossen und machte, die Serviette über den Arm schlagend, sein schönstes Kompliment. „Der Herr Oberst befehlt wieder drei Schokolad und eine Torten.“

Der Ganymed hatte einst drei Monate in der schönen Kaiserstadt an der blauen Donau servirt und versuchte nun in Barschmitt und Dialekt den forschenden Weaner zu markiren; doch sah ihm die angeflamte sächsische „Gemeinlichkeit“ viel zu tief im Blut als daß sie nicht bei jeder Silbe und jeder Gebärde durch die Eiferreidiche Lünche hindurchgeleuchtet hätte.

Der Oberst v. Rottenburg blinnte

erst seine Frau, dann seine Tochter mit unsicherem Schmunzeln an. „Ach, das ewige läche, schlabriges Zeug! Ich fühle mich heute so famos, daß ich's schon wieder mal mit einer vernünftigen Tasse Kaffee wasgen könnte. Hab' ohnehin einen wahren Heißhunger drauf.“

Frau v. Rottenburg nicht zustimmend, mit flüchtigen Aufleuchten in den noch immer schönen, aber sehr müden Augen, die lebhaft an die Augen ihres Sohnes Waldemar erinnerten.

Julia aber legte ihrem Vater über den Tisch hinweg die schmale, in weichen Glaceleder stehende Hand auf die Rechte und bat: „Nicht doch, Papa! Du weißt ja, daß Professor Altdorf Dir den Kaffee streng verboten hat, und auch der Babearzt —“

„Natürlich“, fiel ihr der Oberst brummend in die Rede, „keinen Kaffee, keinen Tabak, keinen Berg! Das beste ist, ihr seht mich in den zwei Glacekasten und ernährt mich durch zwei Röhrenleitungen mit Georquelles und Milch.“ Er ballte unter dem sanften Händedruck seiner Tochter ärgerlich die Faust und kniff die Lippen so fest zusammen, daß der buschige Schnurrbart sich melancholisch abwärts zog. Als Julia ihm aber noch inniger und flehender in die Augen sah, sagte er doch zum Kellner: „Also wie gewöhnlich.“ (Fortsetzung folgt.)

## Was wir zubiet Fleisch?

Von Dr. med. W. Schwab.

Obwohl die Klagen über die schlechten Zeiten immer lauter und allgemeiner werden, ist der Verbrauch des Fleisches, des theuersten unter den Nahrungsmitteln, beständig im Steigen begriffen.

Nicht bloß in den Städten, auch auf dem Lande herrscht unter den breitesten Schichten der Bevölkerung das Bestreben, sich möglichst oft und möglichst viel Fleisch zuzuführen. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß das Fleisch eine Kraftnahrung ersten Ranges sei, die den sich im Kampf ums Dasein aufreißenden Körper besonders rasch wieder stärke, die ihren Genuß erfrischenden Gedeihler seien deshalb nöthig und wohl angewandt.

Nun ist durch die neuesten Aushebungsstatistiken aber erwiesen, daß trotz der besseren hygienischen Verhältnisse und all der vielfachen Arbeiterschutzeinrichtungen die körperliche Leistungsfähigkeit und Widerstandsfähigkeit mit dem Steigen des Fleischverbrauchs nicht zugenommen hat, sondern auch auf dem Lande geringer geworden ist als zu den Zeiten, wo man dort noch in der Hauptsache von Gemüse, Hülsenfrüchten, Milch, Käse, Schwarzbrot und Mehlspeisen lebte und nur selten ein Stück Fleisch auf dem Tisch sah.

Das gibt zu denken und legt die Frage nahe: Wird vielleicht nicht doch die Bedeutung des Fleischgenusses stark überschätzt?

Der Körper braucht bekanntlich zu seiner Instandhaltung sowie zur Bildung von Kraft und Wärme eine gewisse Tagesmenge von Nährstoffen, und zwar hat ein mittelgroßer arbeitender Mensch nach den noch heute gültigen Berechnungen der älteren Physiologen außer Wasser und Salzen 4 Unzen Eiweiß, 1 1/2 Unze Fett und 1 Pfund Kohlenhydrate nöthig.

Sehen wir uns ohne an diesen Zahlen zunächst zu rütteln, die Zusammenfügung der beliebtesten Fleischsorten an. Es heißen: Rindfleisch 20 Prozent Eiweiß, 7 Prozent Fett, 1 Prozent Salz, 72 Prozent Wasser; Hammelfleisch 18 Prozent Eiweiß, 5 Prozent Fett, 1 Prozent Salz, 76 Prozent Wasser; Schweinefleisch 20 Prozent Eiweiß, 14 Prozent Fett, 2 Prozent Salz, 64 Prozent Wasser; Kalbfleisch 18 Prozent Eiweiß, 7 Prozent Fett, 1 Prozent Salz, 74 Prozent Wasser.

Aus dieser Uebersicht ist leicht erkennbar, daß das Fleisch in erster Linie als Eiweißträger für uns in Betracht kommt, zugleich aber auch, daß sein Genuß, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ein unvortheilhafter ist. Geht doch in keiner der genannten Sorten der Gehalt an Eiweißstoffen über 20 Prozent hinaus, während die weit billigeren Hülsenfrüchte bis 25 Prozent und der wohlfeile Maerterfäse sogar 37 Prozent von ihnen besitzen! Sodann beachte man das völlige Fehlen von Kohlenhydraten und den hohen Prozentsatz (64 bis 76) an Wasser.

Nun ist in neuerer Zeit von einer Anzahl Forscher, denen das häufige Ueberlebens vegetarisch lebender Sportsleute und Athleten ihren fleischessenden Konkurrenten gegenüber aufgefallen war, die Frage aufgerollt worden, ob man nicht die Eiweißmenge, die nach Voit 4 Unzen für den Tag betragen soll, erheblich einschränken könne, ohne die Gesundheit und die Kraft des Körpers zu gefährden.

So hat jetzt der Amerikaner Chittenden im Auftrag der Regierung von Washington an einer Anzahl von Militärpersonen dahingehende Versuche angestellt. Nachdem die Eiweißzufuhr sechs Monaten lang auf ein Drittel der Norm herabgesetzt war, fand sich, daß die körperliche Leistungsfähigkeit der Leute nicht nur keine Einbuße erlitten, sondern vielmehr zugenommen hatte. Zu demselben Resultat gelangte der Univer-

sitätsprofessor Bälly in Tokio auf anderem Wege. Er konnte feststellen, daß seiner arbeitende Japaner (Wagenzieher), die in ihrer gewohnten vegetabilischen Diät nur 60 bis 80 Prozent des von Voit geforderten Eiweißquantums zu sich nahmen, auffallend verlagerten, wenn die Eiweißmenge durch Darreichung von Fleischnahrung erhöht wurde.

Auch unter den deutschen Aerzten mehren sich zusehends die Stimmen gegen die seit alters geltende These, daß die Fleischkost ein Stärkungsmittel ersten Ranges sei, welches Schwächlichen, Kranken und von Krankheit Genesenden nicht genug empfohlen werden könne, und daß auch der Gesunde auf daran thue, sich für alle Fälle eher ein Mehr als ein Weniger an thierischem Eiweiß zuzuführen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß viele Gesunde, namentlich solche, die sich körperlich hart ausarbeiten, ohne Schaden für ihre Gesundheit dauernd große Mengen von Fleisch zu vertilgen imstande sind, so kann es bei einer ganzen Anzahl von Körperkonstitutionen und Krankheiten direkt nöthig werden, den Fleischgenuß erheblich einzuschränken oder ganz auszuschalten.

Leute, die zu Gicht, Rheuma und Steinbildung neigen, Epileptische, Neuraliker und die zahllosen mit nervösen Beschwerden aller Art Beklafften werden sicher besser fahren, wenn sie es vermeiden, ihrem Körper mit dem Fleisch Säurebildner und Reizstoffe zuzuführen. Auch Nieren- und Darmkrankheiten sollen nur mit Vorsicht Fleisch genießen im Hinblick auf die sich bei der Fleischverdaunung bildenden Zerfalls- und Fäulnisprodukte.

Daß man das Ueberhandnehmen der Blinddarmentzündung, dieser Geißel der Neuzeit, mit dem gegenwärtig üblichen reichlichen Fleischgenuß in Verbindung bringt, wird vielen bereits bekannt sein.

Diesem und jenem wird vielleicht der Einwand auf den Lippen schweben: Wenn die Ernährung mit viel Fleisch eine so zweckmäßige gar nicht ist, so müßte doch die praktische Erfahrung die über die hohen Fleischpreise löbende Bevölkerung schon längst darüber aufgeklärt haben. Es liegen doch wohl also gewichtige Gründe vor, die den Ruf des Fleisches als Kraftnahrung in der Volkmeinung stützen.

Und in der That gibt es einige, die wohl begründet sind.

An erster Stelle ist die rasche Heizwirkung, die dem Fleisch wie keinem anderen Nahrungsmittel zu eigen ist, zu nennen. Man darf aber Heizwirkung nicht auch als Kraftspendung ansehen.

Denselben Effekt nehmen wir ja auch beim Alkoholgenuß wahr; nur daß sich hier — dort den fortgeschrittenen Aufführungen von berufener Seite — schon eine Wandlung in den Ansichten der großen Menge vollzogen hat, und daß die Zahl derer, die dem Alkohol das Beinort „kräftigend“ zuerkennen, sich beständig vermindert.

Ähnlich steht es mit einer zweiten Eigenschaft des Fleisches, die ihm infolge seines Gehaltes an Salzen innewohnt, seiner Reizwirkung. Die Reizstoffe des Fleisches wirken auf den erschöpften Organismus, wie die Peitschenhiebe auf ein müdes Pferd, um einen oft gebrauchten Vergleich zu wiederholen, sie geben keine Kraft, sondern loden nur die noch vorhandenen, aber schlummernden Kräfte heraus.

Ab und zu mag das gut und nothwendig sein; doch nur ein schlechter Kutscher wird die Peitsche fortgesetzt brauchen.

Leider sind aber viele nur zu geneigt, sowohl die Heizwirkung wie die Reizwirkung zum Vorteil des Fleisches auszuhebeln. Zu diesen Trugschlüssen läßt man sich umso lieber verleiten, als das Fleisch sich noch durch andere, an sich äußerst schätzenswerthe, doch für den Volkswirth wenig in Betracht kommende Eigenschaften in die Gunst schmeichelt: durch seinen Wohlgeschmack, die Schnelligkeit und Bequemlichkeit, mit der es sich mundgerecht herrichten läßt — wie schnell ist ein Beefsteak oder ein Kotelett zubereitet! — und durch die Abwechslungsmöglichkeit, die es für den Speisetisch bietet.

Es liegt mir fern, mit meinen Ausführungen dem Vegetarismus, der auch seine Schattenseiten hat, das Wort zu reden. Nicht abschaffen sollen wir den Fleischgenuß, wohl aber kann ihn ein großer Theil unter uns einschränken. Ohne Furcht vor einer sogenannten Eiweißunterernährung, hingegen die Möglichkeit einer schädlichen Ueberernährung des Organismus mit thierischen Eiweiß im Auge habend, sollen wir uns damit begnügen, nur eine einzige maßige Fleischmahlzeit am Tage zu halten und einen Tag in der Woche ganz ohne Fleisch zu bleiben.

Bei solchem Verfahren werden wir uns wohl und gesund fühlen, und manches Gelblich, das wir heute seufzend in den Schlächterladen manövern sehen, für ideale Genüsse retten können.

Das Echo der Gegenwart verkündete in Nr. 18: „Nachener Geschichtsverein. Beschaffung der Skulpturenammlung im hiesigen Museum unter Führung des Herrn Museumsdirektors.“ Auf diese Weise werden die Mitglieder des Geschichtsvereins hoffentlich auch Führung mit der Kunst gewonnen haben.